

recherchieren könne, ob sie giftig gewesen sei, sagt er, während er sich die Haare aus dem Gesicht streicht. Georgs Haare sind lang und gebleicht, er trägt sie zusammengebunden. Sein Kleidungsstil und seine Frisuren ändern sich so häufig, dass er jedes Mal anders aussieht, wenn wir ihn sehen. Amira oder Ali kommentieren diese Veränderungen immer, Georg lässt diese Kommentare unkommentiert. Als Kind hatte er schon früher als wir eine Vorstellung davon, mit welchen Dingen er sich umgeben und wie er seine Haare haben wollte. Während wir angezogen haben, was die Eltern für uns aussuchten oder was dem glich, das die anderen in der Klasse trugen, erkannte Georg die Gestaltungsmöglichkeiten, die in Kleidung und Haaren liegen. Ich sehe ihm dabei zu, wie er sich jetzt den Sand sorgfältig von seinen Beinen wischt, und mir fällt ein, wie wir Georg früher nicht dazu überreden konnten, an den Strand zu gehen, weil ihm vor dem Sand so grauste. Besonders vor dem Gefühl, wenn dieser wie eine Panier an seiner nassen Haut klebt und sich in seinen Schuhen ablagert, um bei jedem Schritt an seinen Füßen zu scheuern. Lea sagt, ihre Mutter glaube, das komme daher, dass sie mit ihnen, als Georg noch ein Kleinkind war, oft am Meer gewesen sei und sein Hintern von dem Sand in den Windeln häufig wund wurde, weshalb ihr Bruder später immer im Schatten an der Stelle geblieben sei, wo der Sandstreifen begann, um von dort aus zuzusehen. Seine Bewegungen am Strand sind immer noch behutsam. Er gibt sich Mühe, so wenig Körperfläche wie möglich mit dem Sand in Berührung zu bringen. Lea zieht Georg nie deswegen auf. Ich habe sie auch nie Sand in den Nacken seines T-Shirts oder in seine Haare streuen gesehen, wie ich es als Schwester getan hätte. Wir wundern uns oft über die Beziehung der beiden, da wir anderen es mit unseren Geschwistern anders gewohnt sind. Es muss am Altersunterschied liegen. Georg hat gerade erst zu studieren begonnen, während die meisten von uns schon mit dem Studium fertig sind. Aber auch wenn Lea Georgs Abneigung respektiert, so ist diese für Pascal ein Grund, wann immer es ihm einfällt, im Wasser mit Bällen, die er aus Sand formt, nach Georg zu werfen. Pascal ist ein Einzelkind und holt nach, was er versäumt hat. Die Sandbälle verlieren schon im Flug ihre Form, doch Teile davon treffen Georg auf der Haut. Georg, wie er sich mit gerunzelter Stirn den Sand von den Oberarmen wäscht, bevor ihn der nächste Ball an der Schulter erwischt. So lange, bis es ihm reicht und er Pascal mit Leichtigkeit unter Wasser taucht.

Hinter uns beginnt der Wald, er ist bewohnt von verschiedenen Tieren. Auch wenn wir die meisten davon nicht sehen, hören wir sie. Manche der Geräusche hören sich nicht nach Tieren an, zu denen wir Bilder haben. Selbst die Vogellaute klingen anders als zu Hause. Wir beobachten die Vögel dabei, wie sie über uns kreisen. Wie sie uns beobachten.

Am Strand hinter der Düne sehe ich die Schirmspitzen, an denen die Taschen und Textilien der Tuchverkäufer befestigt sind. Von da, wo ich liege, sieht es aus, als würden sie schweben. Ich schiebe den gemusterten Käfer, der sich träge zwischen den Piniennadeln in meine Richtung bewegt, vorsichtig mit einem Stück Rinde zur Seite. Ich muss für ihn riesig aussehen. Wie eine Gefahr, die zu groß ist, um sie noch wahrnehmen

zu können, und zu schnell in seine Handlungen eingreift, als dass er darauf rechtzeitig reagieren könnte. Das Tier fällt auf den Rücken. Ich stelle mir vor, wie es sich anfühlt, wenn der ganze Körper in einer abrupten Bewegung auf den Rücken gedreht wird. Der Käfer ist nicht mehr dazu fähig, sich aus eigener Kraft umzudrehen. Ungeschützt liegt er am Rücken, strampelt reflexhaft mit den Beinen, und der Schrecken sitzt so tief, dass er sich nicht zu fragen scheint, was zu tun ist. Sein Strampeln wird müde, als ihm die Aussichtslosigkeit seiner Lage bewusst wird. Er hätte die Möglichkeit, bis zu seinem Ende zu strampeln, aber sein Körper hält nun, in dieser Situation, der er nicht entrinnen kann, still. Er schaut auf den kleinen Ausschnitt vor sich, der sich ihm noch zeigt. Alles ist verkehrt, als wäre das schon nicht mehr der Ort, den er davor durchwandert ist. Der Käfer bewegt sich auch nicht mehr, nachdem ich ihn wieder in seine Ausgangsposition drehe. Es erschreckt mich, dass ich ihn mit dieser kleinen Bewegung getötet haben soll. Ich beobachte seine regungslosen Beine unter dem Panzer noch länger. Erst als ich wegsehe und mich mit dem Geschehenen abzufinden beginne, fliegt das Tier nahe an meinem Gesicht vorbei. Es erleichtert mich, dass diesmal doch noch alles gut gegangen ist. Dann folge ich dem Kind, wie es durch den Sand kriecht. Es hinterlässt Spuren wie die eines Tieres.

Es ist hier alles belebter, als wir es von zu Hause gewohnt sind. Während die Körper auf ihren Handtüchern ruhen und flach in die Hitze atmen, bewegen sich die Tiere in anderer Geschwindigkeit an uns vorbei. Ich gehe im Kopf Bilder von krabbelnden und kriechenden Wesen durch und drehe mich dabei zur Seite, mit dem Gesicht zum Wasser. Ich merke, wie sich das Salz in einer Schicht über meine Haut legt und meine Haare verklebt. Stelle mir vor, wie sie bald in Strähnen wie unentwirrbare Algen von meinem Kopf abstehen werden und sich das Salz in Krusten von meinem Gesicht schälen wird. Eine Echse läuft so schnell über Alis Bauch, dass niemand von uns sie hat kommen sehen und das Tier längst unter dem nächsten Strauch verschwunden ist, als Ali schreit. Die Eidechsen hinterlassen wie wir ihre Spuren im sandigen Boden, der nichts undokumentiert lässt. In verschiedenen tiefen Rillen graben sie sich ein. Die Spuren der Eidechsen sind so zarte Zeichnungen an der Oberfläche, dass sie durch den Wind bereits verwischen.

Wenn ich durch die Wasseroberfläche sehe, die sich im leichten Wellengang verschiebt, sehe ich die Objekte am Grund. Algenbündel und Steine. Ein Tier, das ich davonkriechen zu sehen glaube. Ich stehe am Ufer, dort, wo man noch nicht im Wasser, aber nicht mehr am Strand steht, und hebe meine Arme über den Kopf, um die Mittagssonne abzuschirmen. Sie ist hell wie Bühnenlicht, direkt aufs Gesicht gerichtet. Ich verdrehe die Arme auf eine Weise, die keiner schützenden Geste gleicht, sodass ich mir sicher sein kann, es sieht eigenartig aus. Ich stelle mir vor, wie sich der Krebs zwischen den Felsen bewegt. Wie er seitwärts durch die seichten Becken krabbelt und fast vollständig in diesen verschwindet, um bald darauf wieder aufzutauchen. Wie er in der Sonne trocknet. Sich ruhig hält, aber nicht lange auf der ungeschützten Fläche liegen will. Vom Stillstand mit einem Ruck in die Bewegung übersetzt und in einer Felsspalte

verschwindet. Stelle mir vor, wie er sich in dem nassen Dunkel sicher fühlt, wenn er an allen Seiten seines Körpers Fels spürt. Dort verharrt, während er durch die schmale Öffnung das Naheliegende im Licht betrachtet. Wie er seine Zangen an die Oberfläche schiebt, um kleine Stücke von den Algen zu zwicken. So wie er es gewohnt ist.

Amira geht so oft wie möglich ins Wasser und bleibt am längsten drinnen. Ohne Rücksicht auf die aufgeweichte Haut an ihren Fingern, die inzwischen nach Schwimmhäuten aussieht. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis Amira im Meer die Form eines Wassertieres anzunehmen beginnt. Bis ihre Haut an den Armen Schuppen bildet und das Licht reflektiert. Im Wasser wird Amira, die erwachsenste von uns, zum Kind. Sie bleibt so lange, bis ihr Kind bei uns zu jammern anfängt, bis es sich nicht mehr aufschieben lässt. Pascal, mit dem Kind am Arm, erzählt, dass Amira die Erste von uns war, die schwimmen konnte, und uns anderen im Schwimmbad Rückwärtspurzelbäume beibrachte. Amira sagt, das liege daran, dass sie so viel Zeit in Schwimmbädern verbracht habe. Freitagabend, während ihr Vater die Liegen am Beckenrand zusammenstellte, schwamm sie das leere Becken ab. An manchen Abenden erschien es ihr leicht, an anderen war der Widerstand des Wassers so groß, dass sie kaum hinuntertauchen konnte und sich vorstellte, wie ihr Vater das ganze Wasser aus dem Becken lässt und sie plötzlich einfach hinunterfällt auf den Grund. Der Vater rief ihr dann immer zu, es sei an der Zeit, sie solle herauskommen, er müsse jetzt das Chlor nachschütten. Er verließ sich dabei auf sein Gefühl. Nur manchmal sah er abwägend auf das Wasser, als könne er so den Chlorgehalt erkennen. Amira mochte den Geruch, der sich über die Wasseroberfläche legte. Sie fragte den Vater nach dem Zweck des Chlors, und er erklärte ihr, dass es alles auflöse, die Pflaster und die Fingernägel, die Hautschuppen und Essensreste. Und wenn ich da jetzt mein Bein hineinhalte, was passiert dann damit, wollte sie wissen, ob es sich ebenso auflöst wie die Multivitamin-Brausetabletten, die er ihr bei Schnupfen zu trinken gab. Der Vater überlegte. Dass das möglich sei, sagte er, und sie stellte sich vor, wie die Thermalgäste, all die netten Opas und Omas, am nächsten Tag wieder ins Wassers steigen würden. Wie ihre dicken, weichen Beine zu kribbeln beginnen würden, wenn sich die ersten Zehen auflösten.

Wir sitzen im seichten Wasser, wo das Kind ohne Schwimmflügel krabbeln kann. Manchmal gelangt es dabei zu schnell ins tiefere Wasser, und jedes Mal, wenn es gerade mit dem Mund unter die Oberfläche taucht, ist einer von uns da, um es herauszuheben, wieder ans Ufer zu setzen, von wo aus es wiederum aufs Meer zusteuert. Bald werden wir uns im Salzwasser treibend auflösen beginnen wie die Badegäste im Chlor, von denen Amira erzählt hat. Es wird uns die Haut mit einem leisen Kribbeln von den Körpern schälen, und darunter werden gespannte Schichten aus Sehnen und Nervenbündel zum Vorschein kommen. Pulsierende Organe und Adern, Stränge, die ineinandergreifen, Material, das formbar ist. Ali erzählt, dass sie anfangs beim Operieren immer erstaunt war, wie sehr in einem aufgeschnittenen Körper alles in Bewegung ist, alles vibriert. Sie sei nervös gewesen, nur ja nirgends anzukommen und nichts zu durchstoßen. Dann aber, andererseits, bemerkte sie, dass die Gefäße und

Fasern, die Häute und Gewebe doch widerstandsfähiger sind, als sie angenommen hatte. Die Wand der Blase dehnt sich unter ihrem Werkzeug lange, bevor sie einreißt.

Später klopft Ali im Schatten eines Sonnenschirms eine Wassermelone ab, wie sie es immer tut, als gäbe es etwas zu übersehen. Dann zerteilt sie sie wie in einem Ritus mit schnellen Schnitten. Ich vermute, dass es analog funktioniert, wenn Ali im Operationssaal in Bäuche schneidet. Wie sie mit dem langen Messer sauber durchfährt, mit einer Konzentration und Klarheit, mit einem Ehrgeiz, es gut zu machen, und mit dem Wissen, dass sich jeder gerade darauf verlässt, dass sie es gut machen wird, schlitzt sie auf und zerteilt sie, sodass es in alle Richtungen spritzt, die Operationskittel und Abdeckungen ebenso volltropft wie jetzt unsere hellen T-Shirts, als Ali die Stücke an uns weitergibt.

Die Bewegungen sind Ali als Wissen, das aus Wiederholung heraus entsteht, in ihren Körper eingeschrieben. Jonathan erzählte mir einmal, wie er während des Studiums einen Sommer lang in einem Sägewerk täglich über viele Stunden die gleiche Bewegung ausführen musste. Er nahm das gehobelte Brett aus der Maschine entgegen, welches er mit einem Wenden und Beugen seines Oberkörpers an anderer Stelle abzulegen hatte. Diese Bewegung wiederholte er täglich mehrere hundert Mal. Eines Nachts während dieser Zeit sei er in einer Haltung aufgewacht, die ihn vermuten ließ, dass er im Schlaf die gleiche Bewegung ausgeführt hatte. Die Arme der Matratze entgegengestreckt, erwartend, was er von dieser Seite anzunehmen hatte. Bewegungen, durch die Wiederholung auf eine Weise automatisiert, dass der Körper sie auch allein auszuführen weiß. Wie der Großvater vor ein paar Wochen immer noch mühelos mit der Sense mähen konnte, an jenen Stellen des Gartens, an denen das Gras schon so hoch stand, dass mit dem Rasenmäher kein Durchkommen mehr war. Die Drehung seines Oberkörpers, wenn er mit der Sense durch das Gras fährt, so wie er es schon als Kind auf den Feldern des Hofes tun musste, auf dem er aufwuchs. Und als er älter war, auch auf den Feldern der Nachbarbauern. Der Großvater, der als Kind mit offenen Händen in die Sense gegriffen hat, die im dunklen Wassertrog lag. Das Blut, das das Wasser noch dunkler färbte. Die hellen Narben, die sich über seine Handflächen ziehen. Er zeigte mir, wie ich die Sense anzusetzen habe, dass ich sie nicht zu nahe am Boden führen darf, damit sie sich nicht in die Erde gräbt, und auch nicht zu hoch, sodass zu viel vom Gras stehen bleibt. Ich versuchte die Bewegung so auszuführen, wie er es mir erklärt hatte, doch war ich nicht dazu fähig, mein Körper sperrte sich, die Sense lag fremd in meinen Händen.

Ich sehe euch dabei zu, wie ihr euch über die Melonenstücke beugt und hineinbeißt. An Georgs Hand läuft es rosa hinunter, und Amira schiebt dem Kind wie eine Vogelmutter kleine Bissen in den Mund. Lea streicht sich die Haare mit dem Handrücken aus dem Gesicht, und Ali reicht weitere Melonenstücke herum. Pascal isst am Rücken liegend, langsam, die tropfende Melone hält er seitlich über den Sand und schaut dabei nicht von seinen Zetteln auf. Ich suche in euren Gesichtern nach Veränderungen, bemerke kleine

Falten in Pascals Augenwinkeln, die früher nicht da waren, und sehe ein paar wenige graue Haare, die Amiras lange dunkle Locken durchziehen. Aber im Wesentlichen seht ihr immer noch so aus wie auf den Bildern, die sich von euch als Kinder in mir eingepägt haben. Ich bemerke diese Veränderungen ebenso schleichend wie die an meinem eigenen Körper. Der Schweiß bildet einen dünnen Film auf unserer Haut. Er trocknet, um bald darauf von einer weiteren Schicht überlagert zu werden. Es legt sich das Salz vom Schweiß über die Salzsicht des Meerwassers. Es müssen jene Schichten sein, die zwischen mir und allem liegen, die ich mir als dünne Membran denke, die mich abschirmt, dabei aber immer durchlässiger wird, bis meine Haut zum Vorschein kommt, die dabei immer dünner wird. Es beginnt sich unsere Haut unter der Salzsicht an jenen Stellen zu schälen, die wir beim Einschmieren vergessen haben. In Fetzen löst sie sich vom Körper, wie Schlangenhaut. Wir beginnen uns zu häuten. Nur, sagt Lea, dass die Haut sich nicht in einem Ganzen von unseren Körpern löst und dann als Hülle irgendwo im Geäst hängt, sondern dass sich unsere Haut überall hier verstreut und sich nicht mehr zu der Form unserer Körper zusammensetzen lassen wird.

Ich gehe ins Wasser, um mir den Film aus Salz, Schweiß und Melonensaft abzuwaschen. Beim Schwimmen stelle ich mir die vielen Schichten Leben unter mir vor. Tiere, die sich in verschiedenen Höhenlagen bewegen, einander nur selten in die Quere kommen. Ich denke daran, wie manche von ihnen ähnlich durchs Wasser gleiten, wie Vögel durch die Luft segeln. Ich denke an die unzähligen kleinen rotsilbrigen Fische, die wir uns als Kinder in einem Aquarium wünschten. Es gelang uns nicht, eine Wasserqualität herzustellen, die ihnen lebenswert erschien. Jeden Morgen, wenn wir in die Küche kamen, wo das Aquarium auf einer Kommode stand, fanden wir am Teppich mehrere der kleinen Fische. Die Eltern sammelten sie auf und spülten sie im Klo hinunter. Bald spülten sie auch den ganzen Rest der Fische im Klo hinunter, weil all jene, denen der Sprung aus dem Becken nicht gelungen war, eines Morgens regungslos obenauf trieben. Mit den Haustieren hatten wir nie Glück, das heißt: Die Haustiere hatten nie Glück mit uns. So wie die Mäuse, von denen neun Stück in nur fünf Tagen starben, oder die Katzen, die aus unerfindlichen Gründen immer überfahren wurden, sodass schon nach kurzer Zeit eine auf die nächste folgte. Beim Heimkommen von der Schule vermied ich es, in Papiersäcke zu schauen, die im Stiegenhaus standen. Den Wellensittichen ging es nicht besser, sie fielen meist den Katzen zum Opfer, während die Hasen uns zum Opfer fielen, weil wir sie, kurz nachdem wir sie geholt haben, zu Tode gestreichelt hatten.

Als ich meinen nassen Bikini ausziehe, sieht mir einer in den Felsen sitzend zu. Früher haben wir noch umständlich Handtücher zum Umkleiden verwendet, inzwischen halten wir uns nur mehr halbherzig ein Kleidungsstück vor, oder wir machen es wie Pascal, der großzügig seinen Arsch präsentiert, wenn er sich die Badehose anzieht. Der schmale Sandstreifen, zu beiden Seiten von Felsen begrenzt und nach hinten hin vom Wald, ist ein Setting, in dem wir die Spielenden und das Publikum zugleich sind, in dem wir uns gegenseitig in unserem trägen Tun beobachten.